

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 57 (1953-1954)
Heft: 19

Artikel: Vrenelis Tagebuch
Autor: Blum, Ruth
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-670220>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

res fest, dieses röchelte, wankte . . . ich stürzte ins Haus und rief nach Hilfe. Die Hausherrin kam herbei und erklärte, das sei ein toller Hund, den man seit langem einzufangen sucht. Wir traten heraus: mein Retter Tresor hinkte zerbissen, blutend über den Hof, das Ungeheuer war entwischt. Die Hausherrin verlangte, ich solle sofort Tresor erschiessen, ich ging darauf nicht ein, und da sie mich mit dem Hündchen nicht ins Haus liess, ging ich in einer Scheune übernachten. Ich konnte lange nicht einschlafen, Tresor lag leise winselnd, an seinen Wunden leckend, neben mir. Es war eine mondhelle Nacht, und plötzlich sah ich etwas Dunkles sich der Scheune nähern . . . Welch Graus! Es war der tolle Hund, und ich hatte, der Hitze wegen, die Tür zur Scheune offen gelassen. Der Hund sprang herein . . . Wie ein Löwe stürzte

sich Tresor, trotz seiner Verwundungen, wieder auf das Tier. Ich lief ins Freie, um Leute herbeizuholen. Als wir uns der Scheune näherten, lag Tresor tot da, sein Gegner war verschwunden. Ich schäme mich nicht einzugestehen, dass ich um den Verlust meines Retters wie ein Kind geschluchzt habe. Den tollen Hund hat am nächsten Tag ein Soldat erschossen.»

Der Erzähler schwieg, die Zuhörer sahen sich gegenseitig verwundert an, und der Hausherr äusserte: «Ich muss doch die gleiche Frage stellen: welche Rolle verbliebe dem gesunden Menschenverstand, wenn wir zuliessen, dass Uebernatürliches in unser Leben einzugreifen vermag?»

Keiner fand darauf eine richtige Entgegnung . .

(Uebersetzt von Ig.)

Vrenelis Tagebuch

Von Ruth Blum

Jüngst bin ich wieder in B. gewesen, bei meiner lieben Freundin Barbara und ihren vier hoffnungsvollen Sprösslingen. Und wie immer war es ausserordentlich anregend im grossen neuen Haus am Waldesrand; denn Barbaras Kinder stecken gegenwärtig alle vier in einer akut schöpferischen Lebensphase, und da passiert allerlei. Der kleine Jakobli formt fünfbeinige Giraffen aus Griespflutenteig. Kätterli kratzt auf Vaters Cello, dass wir Grosse fast die Wände hoch gehen. Urseli malt phantastische Traumlandschaften auf Packpapier. Und Vreneli, mein elfjähriges Patenkind, wandelt in meinen Fusstapfen: es will unbedingt wie die Gotte Schriftstellerin werden.

«So lass denn sehen, was du Schönes dichtet», sage ich zu meiner kleinen Jüngerin. Vreneli ziert sich ein wenig und wird rot wie ein Berner Rosenapfel. Zuletzt holt es ein blaues Heft und legt es kichernd vor mir nieder. Ich fange neugierig zu lesen an. Märchen und kleine Gedichte wechseln miteinander, ganz hübsche Sächelchen. Die Verse vor allem erregen meine Bewunderung. Sie fliessen so glatt dahin wie Olivenöl, und selbständige Gedanken sind unverkennbar, wie folgendes Poemchen beweist:

Rot blüht der Seidelbast,
Vöglein sitzt auf dem Ast,
trillert so lieb und zart,
Vater hat einen Bart,
weil er sich nie rasiert,
wenn er im Wald spaziert.
Sonne kommt auch herbei,
Mutter trinkt rohes Ei,
eventuell, dass sich die Menschheit freu'!

«Das ist ja grossartig», lobe ich, «komm, Vreneli, gib mir einen Kuss!» — «Vräne no meh schrybe», ruft Jakobli rasch, «anderi Büechli ha, nid zeige!» — «Ist gar nicht wahr», sagt Vreneli ärgerlich, «der Jakobli spinnt!» «Jawohl, er spinnt!» behaupten auch die beiden andern Schwestern mit einem Eifer, der mir verdächtig vorkommt. «Aha, ein Geheimnis», denke ich vernügt. «Wahrscheinlich will mir das liebe Patenkind zum Geburtstag etwas Schönes dichten. Und jetzt hat der Kleine aus der Schule geschwatzt.» Also stelle ich mich absichtlich dumm und vermeide sorgsam, der Sache auf den Grund zu gehen.

Zwei Tage später räume ich Vrenelis Zimmer auf. Und da finde ich im Kastenfuss ein rotes

Buch, ledergebunden, mit goldener Aufschrift: «Poesie». Ich denke an ein Kinderalbum und schlage es ahnungslos auf, gerade dort, wo das Fließblatt liegt. Aber da prangen nirgends glänzende Alumbildchen und kindliche Malereien, auch keine Sprüche mit Ueberschrift: «Aus Liebe». Ich sehe nichts als Vrenelis eckige Hulligerschrift, zwei Seiten dicht Geschriebenes, in dem immer wieder das Wort «Gotte» vorkommt, und mit kugelrunden Augen fange ich zu lesen an:

Also morgen kommt die Gotte. Wir freuen uns wahnsinnig. Sie kann so herrlich erzählen, am laufenden Band. Sie wird nie müde davon. Aber der Vater hat gesagt: «Bildet euch nur nicht ein, dass sie es bloss wegen euch tut! Sie redet halt schrecklich gern, und die Grossen hören ihr nicht immer geduldig zu. Da muss sie halt andere Opfer haben!»

Mir kann das egal sein. Es ist einfach toll, wenn sie erzählt. Sie tut's nicht nur mit dem Mund, sie nimmt dazu auch die Augen und die Hände. Von den Augen sieht man dann nur das Weisse. Das ist schauerlich schön. Und ihre Hände fahren herum, dass man nie weiss, wenn man eine Watsche bekommt.

Sie weiss tausend Geschichten. Etwa fünfhundert hat sie uns sicher schon erzählt. Nachher weiss sie nicht mehr welche und bringt immer wieder die gleichen. Aber jedesmal ganz anders. Sie macht immer etwas Neues dazu. Wir tun so, als merkten wir es nicht, aber es verjagt uns fast. Und sie weiss nicht, warum wir so lachen. Es ist maximal.

Der Vater hat gesagt, die Gotte ist ein Original. Weil sie Bücher schreibt und Zigaretten raucht und in der Tracht herumläuft, was nicht zu den Zigaretten passt. Früher habe ich amigs gesagt: «Die Gotte kommt in der Pracht.»

Sie will mir die Tracht einmal vererben — hat sie gesagt —, aber ich bin nicht scharf darauf. Ich möchte lieber ihre goldene Brosche haben mit der Tränenperle. Früher habe ich amigs gesagt: «Die Gotte hat eine Brosche mit einem Brüelistei.»

Seit ein paar Jahren ist sie Lehrerin. Früher hat sie amigs nichts gearbeitet, nur Bücher geschrieben und so. Seit sie Lehrerin ist, bringt sie uns keine Schokolade mehr. Sie sagt, die Zähne gehen kaputt. Dann dürfen wir nur hinterrücks schlecken, wenn sie da ist. Jetzt ist sie überhaupt strenger. Sie macht Bollaugen, wenn wir neusig sind und keine Suppe und kein Gemüse essen. Aber sie isst

auch nicht alles. Ich will jetzt grad einmal aufzählen, was sie nicht mag: Spinat, Lauch, Knoblauch, Schnittlauch und Bölle. Dann muss man ihr den Salat immer extra anmachen. Kätterli ist froh. Es hat den Böllen auch nicht gern.

Ich muss aber gerecht sein und sagen, dass das nicht so schlimm ist wegen der Schoggi. Sie bringt nämlich immer sonst etwas Gutes mit, Kuchen und Birenweggen und einen Fünfliber für unsere Reisekasse.

Die Gotte hat eben auch ihre Schattenseiten. Am bösesten ist es mit dem Schlafen. Sie will am Morgen immer ausschlafen, und dann müssen wir schrecklich ruhig sein. Ich will jetzt einmal aufzählen, was man nicht darf, wenn die Gotte noch im Bett ist: keine Türe schletzen, keine Musik machen, nicht singen, nicht johlen, nicht herumrennen. Man muss auf Zehenspitzen schleichen und in der Stube sitzen und flüstern und aufpassen, dass der Jaköbli keine Türe pätscht. Das ist langweilig.

Damit sie ungestört schlafen kann, muss man ihr das Bett richten im Bergzimmer. Wir sagen so, weil Urseli dort mit Fettkreiden eine Berglandschaft an die Wand gemalt hat. Dort ist es am ruhigsten. Nur dumm, dass der Jaköbli daneben schläft. Der singt nämlich nachts im Schlaf, und dann wacht die Gotte auf, weil die modernen Häuser so ringhörig sind. Darum muss man Jaköbli sein Bett immer in mein Zimmer stellen, wenn die Gotte da ist. Und dann habe ich das Pflaster mit dem Singen mitten in der Nacht.

Die Gotte ist auch ein Gfrörfling. Sie kann nicht schlafen ohne Bettflasche. Weil wir aber keine vorige haben, muss man ihr das Heizkissen geben. Einmal war es kaputt. Da war sie am Morgen wild. Dann hat's der Vater wieder geflickt. Da war sie am Morgen zufrieden. Und wir erst recht. Denn es ist zu schön, wenn die Gotte mit den braunen Augen lacht. Dann sieht man nur noch ihre Sonnenseiten.

*

Hier brechen Vrenelis Aufzeichnungen ab. Ich lese sie ein zweites- und drittesmal und weiss nicht, ob ich dabei lachen oder weinen soll. Ja, ja, Kinder und Narren reden die Wahrheit!

Sachte lege ich das Tagebuch an seinen Platz zurück und wahre tiefes Stillschweigen über meine Entdeckung. Am gleichen Abend noch schlafe ich ohne Heizkissen, und am andern Tag esse ich mit Todesverachtung Suppe mit Schnittlauch darin.

Und meiner gut entwickelten Beredsamkeit lege ich, bildlich gesprochen, einen Maulkorb an.

Beim Abschiednehmen sagt Barbara: «So reizend wie diesmal bist du noch nie gewesen, so still und ausgeglichen. Man sieht es, der Lehrerinnenberuf veredelt zusehends deinen Charakter. Du verstehst immer besser, dich Kindern und Eltern anzupassen.»

Ich hätte ihr gerne erklärt, dass diese Wandlung nicht mit meinem Lehramt zusammenhängt, sondern mit Vrenelis Tagebuch. Allein, ich möchte

die Gute nicht in Verwirrung bringen. So lasse ich ihr lächelnd den Glauben an die charakterveredelnden Einflüsse der angewandten Pädagogik. Etwas Wahres ist doch daran; denn niemand kann fruchtbare Erziehungsarbeit leisten, der nicht gewillt ist, sich fortwährend selber zu erziehen. Dazu braucht es bisweilen eine Wahrheit aus Kindermund oder in meinem Falle einen Blick in ein Tagebuch, der gleichsam zu einem sehr aufschlussreichen Blick in einen unbestechlich klaren Seelen Spiegel wurde.

Das ewige Brautpaar

Erich Metz

Schön war's im sommerlichen Wald. Die Sonne spielte mit den Stämmen, rot und gelb liess sie wundervolle Farben aufleuchten, und es jubilierten die Vögel. «Kuckuck - kuckuck - kuckuck —», so ertönte es, und Lore zählte leise mit.

Hans, der mit ihr Hand in Hand durch den Wald schritt, der lachte. «Zählst du die Jahre, die wir noch zusammenleben werden?» fragte er. Lore sah ihn an. «Die Jahre zähle ich, die noch vergehen werden, bis wir endlich heiraten können», sagte sie. «Fünf Jahre sind wir jetzt verlobt. Zwanzig war ich, als wir uns kennenlernten.»

«Und woran liegt es, dass wir noch nicht geheiratet haben? Bin ich schuld?» Der Hans blickte bitter vor sich hin. «Habe ich nicht schon am ersten Tage, als wir uns kennenlernten, gesagt, dich oder keine? Bat ich nicht schon nach einer Woche um deine Hand? Doch da sagtest du, wir seien noch jung, hätten noch so viel Zeit, wollten uns zuerst prüfen.»

«Und womit hätten wir heiraten sollen, damals? Du hattest nichts ausser deinem kleinen Posten, und ich? Keine Möbel, keine Aussteuer, nichts hatte ich. Sollten wir eine Ehe eingehen wie zwei Wilde?»

«Nun es war ja ganz recht. Wir haben uns geeinigt, wir wollten beide fleissig sein, wollten sparen, uns anschaffen, was zur Ehe gehört, nicht auf Abzahlung leben, keine Schulden in die Ehe nehmen.»

«Und haben wir das nicht fleissig erfüllt?» fragte Lore. «Stehen nicht beim Möbelhändler auf dem Estrich zwei schöne Zimmer? Habe ich nicht schon einen grossen Teil der Wäsche im Kasten? Und du, hast du nicht schon einen kleinen Notbatzen für uns beide gespart?»

«Und weshalb willst du noch immer warten?»

«Schau Hans, nur noch ein Jahr oder zwei, dann haben wir alles, was zu einer rechten Aussteuer gehört. Es fehlt doch noch viel, Teppiche müssen da sein und Lampen, und für die Küche ist auch noch nicht alles da und . . . »

«Und so werden wir älter und älter! Weisst du, wie uns unsere Freunde schon nennen? Das ewige Brautpaar sagen sie, wenn sie von uns reden.

«Der Otto und die Lisa nennen uns so. Ja, willst du denn heiraten, wie die beiden es getan? In zwei Mansarden hausen sie, die Möbel hat der Otto aus alten Kisten gebastelt, zwei Töpfe hat die Lisa und dann das bisschen Bettwäsche, das sie von den Eltern bekam, muss sie immer wieder stopfen und flicken. Ist das denn ein Leben, das die beiden führen?»

«Und sie sind doch glücklich miteinander», sagte Hans trotzig. Die beiden schwiegen. Ihre Hände hatten sich gelöst. Sie gingen nebeneinander her, verstimmt und traurig. Endlich kamen sie aus dem Walde heraus. Ein Weg führte zu dem kleinen Dörfchen unten im Tal. Vor dem Dorfwirtshaus fragte Hans die Lore, ob sie etwas trinken wolle. Er jedenfalls sei durstig.